

Damian Sprenger

**Hominibus novis  
oder Der zweite  
Stachelschwein-  
tango**



„Sprechen wir jetzt mal Klartext!“, ereifert sich mein Kollege, dessen Irrelevanz keine Erinnerung eines Namens erlaubt. Er erzählt irgendwas von einer europäischen moralischen Pflicht, zitiert Adorno. Nach Foucault habe ich nicht mehr zugehört. Ich verstehe seine Haltung nicht. Er will den Geist der Autonomie aus der Flasche reiben. Ich muss daran denken, wie er seine besudelten Ausgaben von Susan Sonntag nicht aussortieren kann. Auch jetzt vermag ich eine dezente Erhebung in seiner Hose festzustellen. Ein popkulturell nachgeplappertes ‚Good for you‘ schießt mir durch den Kopf. Seine Erregung ist beinahe greifbar. Ich empfinde einen latenten Respekt, kann aber nicht hundertprozentig verorten, woher dieser kommt. Mit besonderer Klarheit betont er die Rolle der menschlichen Gesundheit.

Vor ein paar Jahren ging es mir richtig gut. Die Jungs und ich, wir lebten zu dieser Zeit zu acht. Christian hatte uns an den Hammelbeinen. Nicht einschlafen! Seine liebevolle Art eines Sgt. Hartman-Klons konnte mich zu allem motivieren. Auch wenn das hieß, bei Minusgraden Liegestütze im Garten zu ertragen. Er sah auf uns von der Reckstange Pull-Ups verrichtend hinab. Und er sah, dass es gut war.

Das war wahrscheinlich meine gesundeste Zeit. Eine Zeit vor Aurelia. Eine Zeit, in der die großen Generäle auf mich hinabschauten und mich als bestes Kanonenfutter gemustert hätten. Und ich hätte dankend ja gesagt. Ich hatte nichts zu verlieren, weil ich mich endlich mal gut fühlte. Und dann verließ mich alles, als mir meine Selbstperfektion kurz danach eintrichterte, dass ich mein Leben als unvollendetes Puzzle fertigstellen sollte. Mit dem Mai verbinde ich seitdem das Gefühl, dass die alten Masken unserer neuen Epoche wunderbar als Knebel herhielten. Und der Vorstellung, wie du mir genau diesen ins Maul stopfen würdest. Ich fahre wieder in meine Haut und bemerke, dass auch ich in meinen Gedanken verfangen war. Verzweifelt versuche ich doch, meinem Gegenüber Respekt zu zollen, mir fallen aber die Worte nicht mehr ein. Auch das Floskelnverdrehen habe ich von dir, Aurelia. Du konntest mein ‚Ja‘ durch einen Blick zu einem ‚Amen‘ transformieren. Obwohl ich es ohne jede Arroganz besser wusste. Deine Zustimmung war ein unbegreifliches Aphrodisiakum.

Heute denke ich häufig an dich. An dich und Gottfried Benn. Wie du dich

mit einem heißen Messer und kühler Besonnenheit über meinen Brustkorb hermachtest. Du fandest nach dem Aufbrechen meiner Rippen keine Aster, du legtest sie erst hinein. Und wie bei einem Golem wurde sie zu meinem Auftrag bis heute. Deine kleine Aster atmet weiter tief in meiner Luftröhre. Ein schönes Bild für einen bescheuerten Romantiker. Genau diese Diagnose trifft auf mich zu. Mein Kollege weiß es so gut wie ich, dass er hinter meinem Nicken in einen Zerrspiegel blickt. Es ist genau der verstaubte Philister, der sich mit in die Dresdner Innenstadt stellen würde. Ich weiß gar nicht, ob es die Spaziergänge überhaupt noch gibt. Aber manchmal fantasiere ich, mitzugehen, um mich endlich wieder fremd zu fühlen. Die anonymisierende Masse knabbert an mir so lange, bis sie merkt, dass es kein Gegengift für meine Hoffnungslosigkeit gibt. So wie im Februar. Und dann wurde Februar zu März.

Ich weiß, dass all das besagten Kollegen nicht interessiert. Ich weiß, dass er sein orales Rebellentum mit seinem Mantel heute Abend an die Garderobe hängen wird, um kopfschüttelnd über alle bangladeschischen Kinder zu urteilen, die eine Zukunft wie er haben wollen. Er wird ihre Schreie im überlaufenden Meghna nicht hören. Und er wird seine eigenen Schreie nicht hören, wenn für uns alle die Sonne explodieren wird. Sie kann uns im Winter vernichten. Wir würden die Jahreszeit trotzdem noch Winter nennen. Wir werden keine Worte für die Hitze haben. Wir werden keine Worte dafür haben, wie wir uns in einem Moment auflösen, weil es Millionen Kilometer von hier nur ein bisschen kracht. Wie erfüllend wird es sein, dass unsere Galaxis ohne uns stumm werden wird.

Meine Trabanten stehen jetzt schon still. Wir waren die Kernfusion, die uns zur Auslöschung zwang. Und mich das rettende Messer aus der Küche holen ließ, um unsere Sicherheitsseile zu kappen. Mit deinem Befehl wäre ich dennoch vor die Tür gegangen und hätte mich in den Main geschmissen. Du wolltest es dezent und unauffällig halten, indem du mich anschriest. Fassungslos nanntest du mich einen Lügner und Heuchler. Wieder konnte ich nur nicken. So kalt wie damals war ich noch nie. Im Januar hast du mich noch als Heizkörper benutzt. Als uns beide dann die schicksalhafte allgegenwärtige Krankheit erwischte, vergruben wir

uns ineinander. Wir wollten am liebsten das Fieber ausschwitzen. Unser Schweiß war irgendwann nicht mehr auseinanderzuhalten. An dem Punkt habe ich nie darüber nachgedacht, dass ich uns beide ebenfalls nicht mehr unterscheiden konnte. Ich war du und du warst du. Wir waren zusammen ein wunderbar indifferentes Wesen. Manchmal kreuchte dieser einheitliche Fleischsack zusammen über den Boden. Er weinte, weil jede Diskussion dem Vorwurf standhalten musste, dass sie zu lange ging, obwohl sie zumindest abgeschlossen wurde. Ein Abschluss des Gesprächs bedeutete auch immer, dass jeder einen Teil seiner Einzigartigkeit aufgab. Und deshalb verstehe ich dich und will mich dafür zerfetzen.

Mein Kollege scheint überfordert. Weiß nicht mehr, was er mit mir anfangen soll. Geschweige denn, dass wir je etwas angefangen hätten. Denn unser Aneinander-Vorbeireden macht mir noch mehr Angst davor, transparent zu sein. Was würde passieren, wenn ich ihm klar darlegen würde, dass wir beide uns nur anlügen, uns als bessere Menschen fühlen wollen, und wir gemeinsam trotzdem an unserem Untergang verantwortlich sein werden. Wir ändern uns, wir ändern aber nicht den Spielplan. In unserer Tragödie spielte ich einen Harlekin, der aus Narrenfreiheit alles sagen sollte und so ein Lachen aus den Zuschauern herauszwang. Ich ließ mich zu sehr von der Tragödie anstecken. Ich wurde wahrhaftig runtergestumpft, beweinar gemacht, obwohl ich nichts davon verdient hatte. Ich hielt mich nicht mehr an meine Regeln. Weil das Publikum trotz seiner natürlichen Fremdheit demgegenüber das Ende zu schlucken schien. Ich erzähle euch von meinem Ende, wie ich es immer schon getan habe.

Schon längst stehe ich tränenüberströmt dem musternden Blick meines Kollegen gegenüber. Ich kann ihm doch auch nicht sagen, was er mit mir tun sollte. Hass, Wut, Wünsche. Sag es mir auf Litauisch, dass ich diese Begriffe wieder verstehen kann! Ich mustere trotz meiner Aufgelöstheit seinen Blick. Warum sehe ich nur Unverständnis in ihm? Warum ist es immer die gleiche Erinnerung an ihren Blick, als ich endlich den Mund öffnete? Sie wollte mich und all meine Existenz ausräuchern. Erst Wochen später merkte ich, dass sie die Glut schon vor Monaten gelegt hatte. Und ich war schon immer Zunder, der nur darauf gewartet hatte, den Funken aufzunehmen und jede Struktur in

sich zusammenfallen zu lassen. Du wolltest mich doch schon in der Nacht in Samos beenden, als du merktest, dass ich nicht so besessen von dir war, wie du es gebraucht hättest. Ich wollte dich nur lieben und du brauchtest Vergötterung. Versucht habe ich es, dein treuer Diener zu sein. Mit dir wäre ich Hand in Hand zum großen Atompilz gewandert und letztendlich taten wir das auch. Wir beobachteten uns gegenseitig, wie wir verstrahlt in die grotesksten Wesen ausufernten. Du wuchst über Berge hinaus. Ich brannte in einem Glimmen von innen aus. Und wieder nur eine Vase, in die du keine Sonnenblumen stelltest. Eine Sonnenkönigin braucht Untertanen und nichts mehr.

Mein Kollege versucht mich zu beruhigen. So aufrichtig wie jetzt verstand ich ihn noch nie. Er bettelt nur so darum, dass ich endlich die Flut zulasse. Mehr als ertrinken können wir beide nicht. Die letzten Dämme sind durchstoßen. Der innere Druck wird zu groß. Ein Druck, der mich am Anfang des Jahres fast ausgelöscht hätte. Ich will schreien, aber wer gibt mir die Laute dafür? Meine Ausdrucksorgane sind derartig verstümmelt. Sein Ohr verführt einen chirurgischen Eingriff. Mein Herz entwickelt einen Mund. Und ich sage: „Ich verabscheue mich auch.“

# SCHREIBZENTRUM | WRITING CENTER

Julius-Maximilians-Universität Würzburg

Studierende können am Schreibzentrum | Writing Center der Universität Würzburg in Grund- und Fortgeschrittenenkursen lernen, gute lyrische, dramatische und prosaische Texte zu schreiben. Mit einem großen Praxis-Teil und gemeinsamen Diskussionsrunden über die geschriebenen Texte haben die Kurse den Anspruch, zum regelmäßigen Schreiben zu animieren und den Studierenden Mittel an die Hand zu geben, wie man Kritik konstruktiv äußert und annimmt.

**Sonja Weichand** arbeitete nach ihrem Germanistik-Studium an der Universität Würzburg sechs Jahre als Regieassistentin und Regisseurin an verschiedenen Theatern. Ab 2015 erschienen dann vier ihrer Theaterstücke im Hofmann-Paul-Verlag und im deutschen theater verlag. Ihren Debütroman „schuld bewusstsein“ über eine junge Nationalsozialistin am Ende des Krieges brachte sie 2020 heraus. Für „Die Eindringlichkeit der Welt“ erhielt sie 2021 ein Stipendium des Freistaats Bayerns im Rahmen von „Junge Kunst und neue Wege“ sowie 2022 ein VG-Wort-Neustart-Stipendium. Die Dystopie ist im Herbst 2023 erschienen. Seit 2018 leitet Sonja Weichand die Kurse zum Literarischen Schreiben am Schreibzentrum der Universität Würzburg.

Aus welcher Überzeugung entstanden die Kurse zum Literarischen Schreiben?

„Mit Talent wird man im besten Fall geboren, aber das Handwerkszeug zum Schreiben kann man lernen.“ (Sonja Weichand)

**Die Kurse zum Literarischen Schreiben** gehören zur Veranstaltungsreihe „Writing Matters“ unter wissenschaftlicher Leitung von **Prof. Dr. MaryAnn Snyder-Körber**

Kurskoordination: **Dr. Petra Zaus** (Leitung Schreibzentrum | Writing Center)

Titeldesign & Textlayout: **Jana Radičević**

